

Leandra Moor

Irmas Enkel

Eine Geschichte, die von Heimat, Liebe und
deren Verlust erzählt.



tredition®

www.tredition.de

Hinweis:

Die zum Teil abweichende Schreibweise in Dialogen und Briefen spiegelt Dialekte und für die Region typische Mundarten wider.

aktualisierte 3. Auflage, September 2022

© August 2019 Leandra Moor

Titelbild: © Leandra Moor

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7497-2354-6

Hardcover: 978-3-7497-2355-3

e-Book: 978-3-7497-2356-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Heimat ist, in hüfthohem Unkraut zu stehen und in der Ferne noch immer jenen Zug zu hören, der seit Jahrzehnten nicht mehr fährt.

Wir existieren, solange sich jemand an uns erinnert.

Für Euch, Olga und Alexander.

Vorwort

Ich wurde durch die Lücken in meiner eigenen Familienbiografie dazu inspiriert, mich mit der geschichtlichen Zeitspanne zwischen 1914 und den 1980er Jahren zu beschäftigen. Dabei zogen mich vor allem die Lebensläufe der Frauen in ihren Bann. Im Zuge meiner Recherchen bin ich darauf gestoßen, dass in beinahe jeder deutschen Familie nie erzählte Leerstellen zu finden sind. Zum einen ist das Fehlen der Familienmitglieder, die von jenen Zeiten berichten könnten, dafür verantwortlich, zum anderen wird ein generationenübergreifendes Schweigen gepflegt.

Ich habe diesen Roman *nicht* geschrieben, um zu erzählen, was sich in der Vergangenheit wirklich zugetragen hat. Dies könnten nur die Verstorbenen selbst, doch auch deren Erinnerungen wären kein lückenloser Film ihres Lebens.

„Irmas Enkel“ ist ein Roman und damit in seiner Gesamtheit eine fiktive Geschichte, die aus vielen Zusammenhängen entstanden ist, die mir meine Recherchen geschenkt haben. Zwar ähneln einzelne Handlungsstränge Ausschnitten meiner eigenen Familienbiografie, doch keiner ist eine exakte Kopie der tatsächlichen Ereignisse. Perlitz findet man auf keiner Landkarte, alle Personen mit ihren Namen und Eigenschaften sind in meiner Phantasie entstanden. Unverrückbar ist allerdings der Umstand, dass sich die Lebensläufe jener Zeiten durch ihr kollektives Erleben ähneln.

„Irmas Enkel“ ist kein Sachbuch und erhebt als Roman nicht den Anspruch der Lückenlosigkeit. Er erzählt lediglich drei Familiengeschichten von Millionen, von denen die erste im Dezember 1914 im heutigen Sachsen-Anhalt beginnt ...

Leandra Moor

Das dritte Kind

Sie schrie, was ihrer Mutter ein Lächeln entlockte. Der Doktor hob das Neugeborene in die Höhe. „Es ist ein Mädchen“, verkündete er.

Helene streckte ihm ihre Hände entgegen, um das Bündel in Empfang zu nehmen. Die Erleichterung, dass alles gut gegangen war, ließ die Warnung des Arztes, dass dieses Kind besser ihr Letztes sein sollte, an ihr abperlen. Sie hatte nur Augen für das zerknitterte Gesicht, das unbeholfen das Repertoire seiner Mimik erprobte.

„Kochen Sie ihr eine kräftige Suppe“, sprach der Arzt zu Helenes Mutter, die den Raum in den letzten Stunden lediglich verlassen hatte, um frische Tücher herbei zu schaffen. Auch sie hatte kein Ohr für den Doktor - Irmas Gedanken waren bei Emil, ihrem Mann. Er hatte ihr im Jahr 1890 diese Kate gebaut, nachdem er dem reichen Nachbarbauern Plotz ein Fleckchen Erde abgekauft hatte. Damit war er den Pakt mit dem Schuldenteufel eingegangen, aber die Hoffnung, in diesem Dorf glücklich zu sein, wog schwerer. Wie Irma entstammte er einer der Tagelöhnerfamilien, die seit Jahrhunderten von eng abgesteckten Feldern und der Jagd in den Auenwäldern lebten. Keiner ihrer Vorfahren hatte als sein eigener Herr gewirtschaftet. Stattdessen schuftete eine Generation nach der anderen auf den Gütern des Landadels, was Hochzeiten über die Dorfgrenzen hinweg nach sich zog. So war es auch bei Irma und Emil gewesen. Allerdings hatte sie das erhoffte Glück rasch im Stich gelassen - sie hatten nicht zu denen gehört, die kinderreich die Bauernschar der nächsten Jahrzehnte in die Welt setzten. Einzig Helene war ihnen geblieben. Die beiden wertvollen Söhne waren im Kindbett entschlafen. Bereits da hatte Irma befürchtet, dass das Versprechen vom ewigen Sorgenlossein nicht viel wert sein könnte. Drei Jahre später, als Emil es nicht mehr ausgehalten hatte, durch Perlitz zu laufen, hatte sie es schließlich gewusst. Die Scham drüber, dass er keine zufriedenstellenden Antworten geben konnte, wenn ihn die Geldverleiher nach der Rückzahlung fragten, war stetig größer geworden. Eines Tages war Emil nicht mehr auf die Dorfstraße hinausgetreten, bald wagte er sich nicht einmal zu den Hühnern in den

Stall. Erst blieb er im Haus, später versteckte er sich in einem einzigen Zimmer, zuletzt lag er nur noch im Bett. Und als die Zeit gekommen war, dass der Gemischtwarenhändler Irma das Anschreiben verwehrte, war er mit gesenktem Kopf über den Hof gelaufen, um sich in einer verborgenen Ecke des Ziegenstalls ein Seil zurecht zu knoten und den wurmlöchrigen Sägebock unter sich umzustoßen. Das war kurz vor dem Weihnachtsfest gewesen, als Helene drei Finger in die Luft streckte, um ihr Alter anzuzeigen, und Irma keine Ahnung hatte, von welchem Geld sie ihrer Tochter den Wunsch nach einer Puppe erfüllen sollte.

„Frau Köhler, ist alles in Ordnung mit Ihnen?“, versuchte Doktor Sass, Irmas Blick zu lockern.

„Natürlich“, versicherte die Angesprochene, die die ganze Nacht gebetet hatte, dass ihr dieses neue Kind nicht das Eigene fortreißen möge.

„Bitte passen Sie auf, dass sich Ihre Tochter in den nächsten Tagen schont.“

Irma nickte.

„Gut“, gab der Arzt Zufriedenheit vor, obwohl er wusste, wie viel Arbeit auf den Schultern der beiden Frauen lastete.

„Helene, gönn dir für ein paar Tage Ruhe“, appellierte er an die Wöchnerin, „die letzten Stunden waren schwer.“ Er interpretierte Helenes Lidschlag als Versprechen, ergriff seine Tasche und verließ den Raum.

Augenblicklich tobten zwei Blondschröpfe an ihm vorbei. „Mama“, riefen sie im Chor.

Helene straffte ihre Schultern und löste eine Hand vom Säugling, um über die Gesichter ihrer Söhne zu streichen.

Seine Mutter schweißnass im Bett liegen zu sehen, ließ den zweieinhalbjährigen Alfred just losweinen. Besorgt tupfte Helene ihrem Jüngsten die Nasenspitze trocken. „Mir geht es gut“, versicherte sie. „Ich bin nur müde.“ Alfreds Kopf sank auf ihre Decke, die Daunen dämpften sein Schluchzen.

Im Gegensatz zu seinem Bruder hatte der ein Jahr ältere Willi nicht vor zu heulen. Neugierig zupfte er am Bündel auf Helenes Bauch, bis seine Schwester zum Vorschein kam. Die zugekniffenen Äuglein

rührten ihn, auch bestaunte er den Flaum auf ihrem Kopf. Beinah zärtlich stupste er gegen die dünnen Finger. Seine Angst, das Baby kaputtzumachen, war groß, doch dem Mädchen gefiel die Berührung ihres Bruders. „Willi, Alfred.“ Helenes Stimme gewann an Kraft. „Das ist eure Schwester Annemarie.“

„Hallo Annemarie“, flüsterte Willi, dessen Finger die Kleine umschlossen hielt. „Schau, das Baby kann mich gut leiden“, machte er seine Mutter auf die erste Annäherung aufmerksam.

Irma zog den Schürzenstoff durch ihre Augenwinkel. „Genug jetzt“, bereitete sie der Rührseligkeit ein Ende. „Ab in die Küche Jungs, ich brauche Hilfe beim Kochen.“

Alfred jammerte: „Mama bleiben.“

„Lass ihn ruhig hier.“

„Aber Willi, du kommst mit.“

Von Annemaries Anblick verzückt, bemühte sich Willi, seine Großmutter zu überhören.

„Los, das Tagwerk ruft“, wurde Irma deutlicher.

Den Ton kannte Willi, um den kam niemand herum. Seufzend zog er seinen Finger aus Annemaries Fäustchen, versprach: „Ich beeile mich, kleine Anni“, und wirbelte hinter seiner Oma her.

Alfreds Schluchzen hatte sich gelegt, sein Atem ging gleichmäßig. Helene summt ein Schlaflied, das jede Sekunde abubrechen drohte, denn in ihrem Herzen kämpften Glück und Kummer. „Hermann, wir haben eine Tochter bekommen“, flüsterte sie. „Sie heißt Annemarie und ist wunderschön.“

Die Wände schwiegen.

Gleich morgen würde sie ihm die Neuigkeit in die Fremde schicken, wo er mit seinen Kameraden Gefechte für den Kaiser ausfocht. Hoffentlich erreichte ihn die Nachricht schnell.

Das Baby zuckte. „Willkommen auf dieser Welt, Annemarie.“ Die Liebkosung, die Willi benutzt hatte, bevor er mit Irma in die Küche verschwunden war, gefiel Helene. Zwei kurze Silben. „Willkommen kleine Anni“, verbesserte sie ihre Begrüßung. Nebenher strich sie über Alfreds Schopf, sprach ein Gebet - erst für Hermann, dann für ihre um eine Seele reicher gewordene Familie - und ließ zu, dass sich der Schlaf über sie legte.

Für Kaiser, Reich und Vaterland

Große Höfe gab es in Perlitz nicht, denn reich an Platz war Annis Heimatdorf nie gewesen. Lediglich ein Weg, kaum einen Kilometer lang und ohne Namen, führte durch den Ort. Nebeneinander aufgereihte Katen hielten Abstand zu den Ställen, die Hausnummern endeten bei fünfundvierzig. Doch so bescheiden sich Perlitz auf den ersten Blick auch zeigte, für Anni glich es einem Paradies. Im Frühling mischten sich Forsythien mit der Blütenpracht der gebeugten Apfelbäume. Dazwischen leuchteten rosa Sprenkel der Mandelbäume und saftiger Löwenzahn tupfte sonnengelbe Flecken in das zarte Grün der Flussauen. Mittendrin behaupteten sich Gänseblümchen, am Rand der Wasserläufe strahlten Sumpfdotterblumen, Frösche besiedelten die Lachen und die Vögel tirilierten. Gleichermäßen liebte es Anni, wenn die goldenen Felder in der Sommerhitze flirrten. Dazwischen tanzten Schmetterlinge um Wiesenblumen, am Himmel schwebten Graureiher und Weißstörche. Wenn sie und die anderen Dorfkinder mit ihren Rädern den Staub der ausgetretenen Feldwege aufwirbelten, gab es nur ein Ziel - das Ufer des Flusses, an dem sie auf nackten Füßen Spiele erfanden. Im Herbst, wenn die Ernte eingebracht war, kam die Landschaft zur Ruhe. Die Getreidefelder, auf denen streunende Katzen endlich freie Sicht zur Jagd hatten, blieben stoppelig zurück. Ebenso die leer gewühlten Kartoffeläcker, über die schnatternde Vogelformationen in ihre Winterquartiere zogen. Mit jedem Tag wehte der Wind ein wenig frischer, der Landstrich atmete wohlverdient auf.

Jetzt lag Winter in der Luft und die Jahre des verspielten Herumtolens lagen weit zurück. Anni war kein Kind mehr. Der Herbstwind hatte das Laub der Obstbäume in die Feldgräben geweht, trocken verweilten die letzten Blätter an den Zweigen, sie warteten auf den ersten Schnee. Auf der menschenleeren Dorfstraße war es totenstill. Kein Pferdegetrappel. Kein Rasseln schwerer Fuhrwerke. Kein Hundegebell. Kein Scheppern von Fahrradklingeln. Kein Viehgebrüll. Kein Kinderlachen. Kein lästerndes Geplapper vor den Toren der Häuser. Im Moment fand das Leben im Inneren des Gotteshauses statt, einem Backsteinbau auf einer winzigen Anhöhe am Perlitzer Dorfplatz.

Hinter den Scheiben flackerte Kerzenschein, durch die zugigen Ritzen der Kirchenfenster drang: „Stille Nacht, heilige Nacht. Alles schläft, einsam wacht ...“. Im Gesang schlangen Last und Frohsinn, Trauer und Hoffnung. „Jesus der Retter ist da.“ Der letzte Orgelton. Das Kirchenportal öffnete sich. Licht erhellte die Pflastersteine. Landpfarrer Gnaus, dessen Talar auf dem frostigen Boden schleifte, trat als Erster in die Dunkelheit. Mit gesenkten Häuptern folgten ihm die Perlitzer, um in die Realität zurückzukehren, dazu spendete ihnen die einzige Glocke, die dem Ort geblieben war, festliches Geleit.

Pastor Gnaus schüttelte die Hände seiner Gemeinde. Die weichen der Kinder, die rissigen der Feldarbeiter, die verbliebene der Versehrten und die schmutzigen derer, die heute Nacht in den Ställen schlafen würden. Auffallend lange hielt er die Hände der Frauen. „Gesegnete Weihnachten!“

Rasch füllte sich der Platz um die Friedenseiche, die drei Generationen zuvor gepflanzt worden war. Im Jahr 1871, nach dem Deutsch-Französischen Krieg, anlässlich der Reichsgründung. Im Davonziehen murmelten sich die Frauen Wünsche zu, wenige ließen eine Umarmung folgen. Die Alten unter den Männern klopfen sich gegenseitig auf die Schultern, manche von ihnen zogen die abgewetzten Schiebermützen. Die Jüngeren schlurften kraftlos nebenher. Manche hieften sich einbeinig an Krücken nach Hause, andere hoben zum Abschied die in den umgeschlagenen Ärmeln steckenden Stümpfe. Schweigsam bildeten sie einen Strom, der sich in beide Richtungen von der Kirche entfernte. Jeder verschwand hinter seiner Tür, und wenn sie dort auf die Schemel sanken, um sich ihre löchrigen Schuhe von den Füßen zu streifen, läutete die Glocke von Perlitz noch immer. Sie schellte zum Trost, klang für den Mut und rief auf zur Hoffnung des Heiligen Abend '46.

Seit siebenundfünfzig Jahren stand die Kate von Emil Köhler auf Perlitzer Boden, die Ziegelscheune und zwei zusätzliche Ställe hatte die Generation nach ihm gebaut. Weder umgab die geduckten Gebäude ein schmucker Garten, noch existierte ein Gemüsebeet. Mehr als ein verlässlicher Schutz war das Häuschen seinen Bewohnern nie gewesen. Schutz vor Winterkälte und Sommerhitze. Vor Bettlern

und Fremden, vor Wölfen und Dieben, ebenso hatte es Feuer und Kriegsluft standgehalten. Wärme, trockene Wände und Vertrautheit.

Kaum ein Dorfbewohner, der den Weihnachtsgottesdienst besucht hatte, kam auf dem Heimweg an der Kate vorbei. Zu weit war sie von der Dorfmitte entfernt, nur zwei Häuser standen näher am Wald. Das von Maria Heinze und die Hütte der Knappeschwestern. Würde Anni aus dem Fenster schauen, könnte sie sehen, wie die drei Frauen mit ins Gesicht gezogenen Kopftüchern vorbeischlichen. Doch Annis Augen hingen am Schein der Kerze, die sie angezündet hatte, als die Kirchenglocke zu schlagen begonnen hatte. Die Nachbarinnen blieben unmerklich.

Anni fühlte sich ausgeschlossen, obwohl es ihre eigene Entscheidung war, die Andacht nicht zu besuchen. Am Nachmittag war sie zu Pastor Gnaus gegangen. Wie ein Häufchen Elend hatte sie in der Kirchenbank gesessen und der Landpfarrer, von dem sie als Dreizehnjährige die Kommunion empfangen und vor über elf Jahren den Eheseigen erhalten hatte, hatte ihren Kummer bewacht. „Anni, ich kann dir nicht prophezeien, was richtig sein wird. Hör auf das, was dein Herz sagt, und vertrau auf Gott. Du wirst sehen, dann wird alles gut.“ Mehr Trost hatte er nicht für sie, dabei hatte sie auf einen seiner lebensklugen Gedanken gehofft. Vergeblich hatte sie in seinen Augen nach einem hilfreichen Zeichen gesucht.

„Bis morgen Anni.“

„Natürlich Herr Pfarrer, morgen um zehn.“

Irma, Annis Großmutter, war nach Emils Freitod tapfer gewesen. Verlegen hatte sie die gelegentlichen Gaben der Perlitzer angenommen und dass sie Helene in die abgetragenen Kleider der Nachbarsmädchen stecken musste, hatte sie täglich mehr gebrochen. Um Emils Schulden abzutragen, hatte sie für den wohlhabenden Bauern Plotz geschuftet. Tag für Tag hatte sie dessen Furchen gehackt, sein Heu gewendet und das fette Vieh in seinen Ställen gefüttert. Bei Mondschein hatte sie dann ihre eigenen Verschläge ausgemistet und jedes Ei, das sie unter ihren Hennen aufgesammelt hatte, gegen Mehl, Butter oder Milch getauscht. Eine eigene Kuh besaß sie nicht mehr, die Einzige, die ihr gehört hatte, musste sie im Witwenstand verkaufen.

Helene war acht Jahren, als sie sich mit Nadel und Faden geschickt genug anstellte, um mit schlichten Näharbeiten ein paar Groschen zu verdienen. Zuweilen brachte Irma eine Handvoll Münzen zu den Verleihern, vor deren Begegnung Emil geflohen war. Zwar drängte keiner von ihnen, dennoch knöpften sie der Witwe jeden Pfennig ab. Für die Zukunft wünschten sie ihr einträglichere Geschäfte. Zwar blieb dieser Wunsch unerfüllt, aber Irma und Helene kamen durch. Jahr für Jahr. Irgendwie.

Als Helene einundzwanzig Jahre alt war, hatte sie den Perlitzer Bauernsohn Hermann Bar geheiratet. Seit sie gemeinsam die Bank der Einklassenschule gedrückt hatten, war sie in den blauäugigen Lockenkopf verliebt gewesen, jedoch waren viele Jahre verstrichen, bis Hermann sie bemerkt hatte. Im April 1911 hatten sie Hochzeit gefeiert, da hatte sie ihren ersten Sohn bereits unter dem Herzen getragen. Sie hatten ihn Willi getauft, ein Jahr später hatte sein Bruder Alfred neben ihm gelegen, und als Helenes Leib mit Anni gesegnet war, ist Hermann für den Kaiser in den Krieg gezogen.

Verstummt war das Geläut des Heiligen Abends 1946. Das Gardinenmuster flackerte über die Kreidewände, der Spalt zwischen den Platten des Küchenofens gab den Schein des knackenden Feuers preis. Anni saß an der Stirnseite des Tisches, auf dem sie ihre Familie verteilt hatte. Sie hatte die Fotos aus dem mit Erde beschmutzten Karton geholt und wünschte sich die Zeit zurück, in der sie miteinander gelacht und geweint hatten, je nachdem, wie das Leben es vorgeschrieben hatte.

Trotz der ausgelegten Lappen in den Fensterbrettern streifte die Dezemberluft über die vergilbten Aufnahmen. Wie gern hätte Anni ihre Lieben bei sich. Wenigstens einen von ihnen. Sie würde fragen: „Ist das wirklich alles Gottes Wille?“, aber wüssten sie eine Antwort, die ihre Entscheidung erleichtern würde? Vermutlich nicht, gestand sie sich ein. Sie griff nach einer Fotografie, die für ihren Vater entstanden war, als er lange nicht zu Hause war. Im Sommer 1918, da war Anni drei Jahre alt gewesen.

Zuerst blieb sie bei sich selber hängen. Das Blenden der Sonne zwang sie, die Augen zusammenzukneifen und an ihrem Knie hatte

sich das Jucken der gestrickten Strümpfe wichtig gemacht, erinnerte sie sich. Sie hatte an der kratzigen Wolle herumgerieben, sobald die Mutter nicht hingeschaut hatte. Die abgetragenen Latschen, die für ihre Füße zu kurz geworden waren, hatten gedrückt. Anni sah auf ihre zusammengerollten Zehen. Ihre Hacken hingen über den Sohlen, doch barfuß wollte sie damals nicht sein, denn sie hatte extra wegen des Fotos ihr Sonntagskleid angezogen. Verwachsen waren die Ärmel, dazu war der Stoff für eine Dreijährige zu derb.

Ein Fleck am Kragen. Die Brosche. Sie leuchtete auf dem hochgeschlossenen Bündchen um Annis Hals. Als wäre es gestern gewesen hörte sie ihre Mutter sagen: „Du sollst hübsch aussehen.“ Das Schmuckstück hatte in einem hölzernen Kästchen gelegen. Anni war sich wie eine Prinzessin vorgekommen, als es ihr Helene an den Kragen gesteckt hatte. Da hatte sie verstanden, dass jenes Foto ein Besonderes sein würde. Später, als Helene versucht hatte, Annis Locken zu bändigen, hatte sie dann doch geweint. Sie mochte keine Klemmen auf dem Kopf, aber ihre Mutter hatte es wie jedes Mal geschafft, sie von der notwendigen Tortur mit dem Summen einer erfundenen Melodie abzulenken.

Zärtlich streichelte sie Helenes Fotowangen. Ihre Mutter war die Einzige, die auf dem Bild lächelte. Ihre Mimik signalisierte mit aller Macht: „Halt durch.“ Vielleicht auch: „Den Kindern geht es gut.“ Oder: „Mach dir keine Sorgen um uns.“ Doch mit Sicherheit: „Wir denken an dich und hoffen, dass du bald nach Hause kommst.“

Daran, dass ihre Mutter jemals wie auf diesem Bild ausgesehen hätte, konnte sich Anni nicht erinnern. Die Haare ihrer Mutter waren schick aufgesteckt, damit die Hochzeitsohringe, die in der Sonne teurer funkelten, als sie es waren, zum Vorschein kamen. Dazu trug sie ihr hübschestes Kleid. Zwar war der Stoff schlicht und der Rüschenkragen unauffällig, aber die Anstecknadel über dem letzten Knopf hübschte es auf.

Mit einem Mal roch Anni Helenes Veilchenwasser. Durch den Frost der Scheiben durchsuchte sie die Dunkelheit. Der Zaun, an dem ihre Mutter damals gelehnt hatte, zeichnete Striche in die Nacht. Heute verstand sie, wie sehr Helene dessen Stütze gebraucht hatte. Das Drücken der Bretter in ihrem eigenen Rücken war gegenwärtig. Eng hatte

sie sich an die Latten geschmiegt, um zwischen ihren Brüdern, deren Köpfe bis an die Lattenspitzen reichten, so groß wie möglich zu wirken. Alfred wachte rechts neben ihr. Willi, der den Zaun ein bisschen überragte, links. Sie waren eine Einheit, doch, anders als sie, wussten ihre Brüder an jenem Sommertag, wem sie entgegen lächelten. „Er ist ein tapferer Mann“, so viel hatte ihre Mutter verraten, mehr wusste Anni über ihren Vater nicht.

Anni drehte die Fotografie ins Licht der Kerze und musterte den Erstgeborenen. Auch wenn Willis Hose, die seine Knie knapp bedeckte, um seine Hüfte schlackerte, lehnte er erwachsener als sein Bruder am Zaun. Er war eben sieben geworden und Alfred noch fünf, das sollte der Vater sehen. Mit kessen Hosenträgern stand er barfuß im Dreck und Anni fand, dass er traurig aussah.

Genauso Alfred, auch er lächelte nicht und trug wie sein Bruder millimeterkurzes Haar. Die Jacke in alle Richtungen zu weit, verschlissene Hosenbeine, Schrammen unter den Knien. Alfreds Ohren waren zu groß für seinen Kopf, sie lagen nicht so gefällig an, wie die seiner Geschwister. Anni sah, wie er sich übertrieben streckte, um die fehlenden Zentimeter zwischen: „Ich bin fast sechs und du gerade mal seit neun Tagen sieben“, wettzumachen. Wie Anni blinzelte er gegen die Sonne. Sein Mund stand offen: „Hallo Vater!“ Vielleicht.

Willi, Alfred und Anni. Die Geschwister standen dicht bei ihrer Mutter, um den unerschrockenen Soldaten in Frankreich zu grüßen. Hinter ihnen gab Irma ihrem Alter nach. Gestützt auf die Fensterbank schaute sie in die Linse des Fotografen, die Spuren ihres harten Lebens waren nicht zu übersehen. Schatten unter den Augen, Furchen in den Wangen. Bewusste Erinnerungen an ihre Großmutter hatte Anni nicht, sie war gestorben, kurz nachdem dieses Foto verschickt worden war.

Das Gefühl, sich in Irma wiederzuerkennen, raubte Anni die Luft. Ihre Finger suchten Halt auf den Mustern der Eisblumen. Kälte überfiel sie, denn schlagartig wurde ihr klar, warum ihre Großmutter dasselbe getan hatte, wie ihr Mann fünfundzwanzig Jahre zuvor. Ebenfalls im Stall, sogar am selben Haken. Der Preis für Irmas Erlösung war, dass sich bei Helene die Geschichte wiederholt hatte. Von einem Moment auf den anderen allein mit Kate, Feld und Hof. Allein mit ewig

hungrigem Vieh und mit bedürftigen Kindern. Vermutlich hatte Irma gehofft, dass der Tag, an dem Hermann heimkehren würde, nicht mehr in weiter Ferne lag.

Hamburg, im Dezember 1918

Sehr geehrte Frau Bar!

Leider sind wir uns nie begegnet, doch Ihr treuer Gatte Hermann hat so viel von Ihnen und Ihren Kindern gesprochen, dass Sie mir so vertraut sind, als würde ich Sie kennen. Gerade deshalb bin ich zutiefst betroffen, Ihnen keine erfreulichere Nachricht zukommen zu lassen.

Im Sommer kämpfte ich mit Ihrem Hermann Seite an Seite in Frankreich. Am Morgen des 22. Juli 1918 wurde unsere Einheit von den Schusswaffen einer französischen Einheit überrascht. Wir lagen am Westufer der Avre, zwischen Soissons und Reims. Viele unserer Kameraden fielen dem Angriff zum Opfer und der Rest unserer Truppe hat sich verloren. Ich selbst irrte drei Tage und zwei Nächte umher, bis ich wieder Anschluss fand. Ich fragte überall nach Hermann, ohne eine Botschaft zu erhalten.

Liebe Frau Bar, Ihr Hermann gilt seit dem Tag als vermisst. Ob im Kampf oder in ruhigen Stunden, seine Gedanken waren zu jeder Zeit bei Ihnen und den Kindern. Hermann war mir stets ein treuer Kamerad und ich bete mit Ihnen für seine sichere und baldige Heimkehr. Mein Hoffen, auch das meiner Familie, sei Ihnen versichert!

Emil Netzer, ein Kamerad Ihres Mannes.

Als Anni diese Zeilen zum ersten Mal in der Hand gehalten hatte, war sie neun Jahre alt gewesen. Sie hatte nicht schlafen können und war zu ihrer Mutter ins Bett gekrochen, um sich Geschichten erzählen zu lassen. An jenem Abend hatte Helene befunden, dass sie alt genug sei, um diesen Brief zu lesen. Das Entziffern der Erwachsenenschrift war ihr nicht leichtgefallen, aber als sie den Dreh raus hatte, las sie die Nachricht wieder und wieder. Weil dieser Emil Netzer von einer baldigen Heimkehr geschrieben hatte, wuchs mit jeder Wiederholung die Hoffnung, ihren Vater bald kennenzulernen. Als sie die Zeilen auswendig konnte, hatte sie das Papier zusammengefoldet und unter ihr Kissen geschoben.

Am nächsten Morgen hatte sie ihrer Mutter begeistert von ihren Plänen erzählt, die sie über Nacht für die Ankunft ihres Vaters

geschmiedet hatte. Noch heute konnte sich daran erinnern, wie besonnen ihre Mutter gesprochen hatte: „Wir warten seit über sechs Jahren auf deinen Vater, doch nicht ein Lebenszeichen ist bis nach Perlitz gekommen. Herr Netzers Brief ist das Einzige, was wir erhalten haben. Es tut mir leid Anni, wir müssen aufhören zu hoffen.“ Fürsorglich hatte sie Anni die Locken hinters Ohr geschoben. „Ich befürchte, euer Vater ist tot, sonst wäre er längst daheim.“

Statt zu weinen, war Anni in die Scheune gegangen, um nach Holzleisten zu suchen. Als sie zwei passende gefunden hatte, war sie auf der Suche nach ihren Brüdern in alle Ecken des Hofes gerannt. Alfred war ihr als Erster über den Weg gelaufen. Resolut hatte sie ihm die Hölzer unter die Nase gehalten und gebeten: „Mach mir die wie ein Kreuz mit einem Nagel zusammen.“

Alfred, der seiner Schwester keinen Wunsch abschlagen konnte, heftete die Leisten zusammen, ohne Anni zu fragen, was sie damit vorhatte. Kaum fertig, riss ihm Anni das Kreuz aus den Händen und schleppte es zu ihrer Mutter. „Wir beerdigen den Vater.“

Schlagartig hatte Helene aufgehört, Zucker in den Haferbrei zu rühren. Ihr Körper verlangte nach tieferen Atemzügen, ihr Herz bereitete sich aufs Zerspringen vor, Sekunden später zog sie den Topf vom Feuer und rief nach ihren Söhnen.

Als sie vors Tor traten, trug Anni das Kreuz, Helene pflückte Wiesensblumen vom Straßenrand, die Jungs liefen sich abwechselnd überholland vornweg.

Auf dem Friedhof angekommen legte Anni fest: „Dort, unter der dicken Eiche.“

„Da ist es gut“, stimmte Willi seiner Schwester zu.

Alfred nickte und auch Helene gefiel der Platz für Hermanns Seele.

Anni stieß ihr Kreuzchen solange in die verwurzelte Erde, bis es hielt. Willi half ihr, indem er mit einem Stein obendrauf klopfte. Alfred wischte die herabgefallenen Blätter beiseite, Helene legte die Blumen zwischen Kreuz und Baumstamm ab. Hiernach ging Hermanns Familie auf die Knie, die Kinder falteten die Hände. Helene tat es ihnen gleich, dann sprach sie ein Gebet.

„Amen“, piepste Anni.